

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 125.

Montag, 8. Mai

1933.

Frau an der Grenze

Roman von Lilian von Kusenberg.

15. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Marees Gedanken kreisten unruhig um die stillen Worte der Älteren und sie ertappte sich dabei, daß sie nicht mehr ganz genau wußte, ob Franziskas oder des Pfarrers Jüngstem das Rechnen so schwer fiel.

„Was macht eigentlich Hanno?“ fragt Maree endlich und goß ihrer Cousine Tee ein.

„Hanno? Wieso? Warum fragst du?“ Franziska war zusammengezuckt.

„Aber ich frage nur so“, Maree sah erstaunt auf. „Ich habe doch Hanno früher oft gesehen —“

„Ja — das ist auch so merkwürdig — er ist ja nicht zu bewegen, herüberzukommen! Überhaupt — er ist so wahnsinnig verändert. Ich weiß manchmal gar nicht mehr ein und aus mit ihm!“

„Paul sprach neulich mal davon — es ist schon eine ganze Weile her“, sagte Maree leise.

Franziska schwieg. Sie sah nicht auf und rührte in ihrer Teetasse.

„Paul kümmert sich ja nicht weiter um ihn“, sagte sie endlich. „Er hat ja auch viel zu tun. Und zu mir hat Hanno gar kein Vertrauen mehr. Dieser — Bund — dem er da angehört — ich weiß auch nichts Näheres darüber — sie halten ja alles geradezu lächerlich geheim. Als wollte man ihnen was wegnehmen!“

„Seit wann ist er denn dabei?“

„Seit dem Herbst, glaube ich!“

„In dem Alter sind doch alle Jungens schwierig“, Maree sagte es zögernd, „und wenn du gut zu ihm bist, Fränze —“

„Ich hätte Angst, wenn ich's nicht wäre“, Franziskas Stimme klang schroff, und, nach einer Pause setzte sie hinzu, „Schade, daß du ihn nie siehst — du hattest Einfluß auf ihn . . .“

„Ich? Ich glaube nicht, Fränze —“

„Doch — er hat sehr an dir gehangen, ich habe es gespürt. Ach, laß, Maree —“, sie zuckte die Achseln, dann sah sie auf.

„Ich war so traurig damals, als du das Unglück hattest, Maree“, Franziska sprach leise und sehr zart.

„Ich denke manchmal, du bist sehr allein —“

Maree war blaß geworden, biß auf die Lippen.

„Es war sehr schlimm, und es wäre alles ganz anders geworden, Franziska, wenn es gut gegangen wäre. Ich begriff damals nicht, warum ich kein Kind haben sollte . . . Aber, glaubst du, daß es ein Schicksal gibt?“ setzte sie zögernd hinzu.

„Gegen das wir nichts machen können?“ Franziska zuckte die Schultern. „Das erleben wir doch dauernd. Aber bei dir — du bist so jung, Maree . . .“

„Nein, Fränze — das ist unmöglich —“, Maree sagte es leise und stockend. „Ich weiß, was du denkst“, setzte sie hastig hinzu. „Ich weiß, was die Leute

reden . . . Daß Hans so viel weg ist — und von Dehringshof — und so. Aber, um Gottes willen, bearme mich nicht. Nicht so, wie du glaubst —“ sie brach ab.

„Aber dann verstehe ich nicht — warum du dann sagst, du könntest kein Kind mehr haben —“

Maree schwieg. Es war, als wollte sie sprechen, aber dann schüttelte sie den Kopf.

„Liebe Fränze“, sagte sie leise. Es klang wie eine Bitte.

Ein paar Augenblicke war Stille zwischen ihnen.

Dann wandte Maree sich zur Seite und stellte die Tassen zusammen. Franziska beugte sich über ihre Strickarbeit.

„Du hast so schöne Narzissen da drüben“, sagte sie nach einer Pause, fast heiter, „sind die aus eurem Gewächshaus?“

„Nein, die hab' ich selbst gezogen. Magst du ein paar haben, Fränze? Ich schneide dir welche!“

„Gern, aber laß doch bis nachher!“

„Dann vergeß ich's wieder, und du bist zu anständig, um mich daran zu erinnern!“

Maree war aufgestanden und ging an den kleinen Tisch in der anderen Ecke des Zimmers. Blaß leuchteten die Sterne der Narzissen daraus hervor.

„Fränze, ich wollte dich schon immer mal fragen —“, kam Marees Stimme zögernd aus der Dunkelheit.

„Ja?“

„Ich sah einmal bei Mutter ein Photo, das war von ihrem ältesten Sohn . . . du hast ihn doch gekannt, nicht?“

Es war still im Zimmer, man hörte nur, daß Maree einen Stiel abschnitt und dann noch einen und wieder einen.

Franziska hielt den Kopf über ihre Teetasse gebeugt:

„Du meinst den, der hier bei euch eingebrochen ist? Und dann durch die Dummheit der Leute wieder entkam?“

Ihre Stimme klang so herb, daß Maree erstaunt zu ihr herübersah.

„Ja, den meine ich“, antwortete sie ruhig, „du weißt ja, man kann mit keinem Menschen hier über ihn sprechen. Und ich wollte nur gern wissen — ich meine, warum ist er denn eigentlich so geworden?“

„Er hat eben nicht gut getan — sagen alle.“

„Glaubst du das?“

„Glauben?“

„Ich meine — du kanntest ihn — ganz gut —“

„O ja, später, wie ich schon ein bißchen älter war, und er kam von der Schule zurück —“, ihre Worte kamen stockend. „Er war gestohlen, wegen einer dummen Gesellschaft, er hatte seinem Lehrer eine runtergehauen oder so — weil ein Mitschüler ungerecht behandelt worden war. Ungerechtigkeit — da wurde er wild, und er

setzte sich für den armen Bengel ein, den sie fälschlich eingekerkert hatten. Das war so ganz Frank! Es war ein ziemlicher Aufruhr. Er blieb dann ein Jahr hier, sein Vater war wahnsinnig streng mit ihm, barbarisch händeln wir's . . . Er kam oft herüber zu uns, wenn er irgend konnte. Er erzählte mir dann — er muß furchtbar gelitten haben.“

Sie brach ab.

„Ging er dann fort?“ fragte Maree so scheu, als fürchtete sie, die Stille zu brechen.

„Ja, plötzlich über Nacht! Er soll nach Rußland gegangen sein — sagte man. Sein Vater war außer sich — man durfte nie mehr über ihn sprechen.“

„Du warst sehr jung — damals —“, sagte Maree leise und sehr zart.

„Sehr — ja . . . noch nicht sechzehn. Ich habe Paul geheiratet . . .“, sie lächelte, ein seltsam müdes Lächeln. Und sie fühlte sich plötzlich umschlungen, zwei Arme lagen um ihren Nacken, und heiße Lippen streifen ihre Wangen. Ein ganzer Strauß gelbe und weiße Narzissen fielen in ihren Schoß.

„Was tust du denn da?“ fragte sie verwirrt, „das sind ja deine ganzen Blumen . . .!“

„Das schadet doch nicht, Fränze! Wenn sie dir nur Freude machen! Siehst du, nun denken wir, es wäre Frühling. Riechen sie nicht schön?“ Marees Augen hatten einen heißen zärtlichen Glanz . . .

Franziska strich über die Hand der Jüngerin:

„Ich dank dir schön, kleine Maree. Und ich freue mich sehr darüber . . .“

10. Kapitel.

Maree hatte die Cousine an den Wagen gebracht und ging nach dem Haus zurück. Dabei stieß sie in der Dunkelheit an einen Menschen, der da stand.

Maree schrie auf und packte zu. Aber der Fremde ließ sich ruhig mitziehen — die paar Schritte, bis an den Lichtkreis der Auffahrt. Da ließ sie ihn los — und wich einen Schritt zurück, vor dem Ausdruck in dem blassen jungen Gesicht . . .

Es war Hanno.

Sie standen sich wortlos gegenüber, Maree zitterte noch vor Schreck, als Peterken unter der Haustür erschien, um nach seiner Herrin zu sehen.

„Willst du nicht hereinkommen, Hanno?“ fragte Maree zögernd.

Hanno murmelte etwas und folgte ihr langsam.

„Peterken, bitte noch einmal Teewasser in mein Zimmer und Aufschnitt und Brot — du hast doch Hunger, Hanno?“

„Eigentlich nicht — aber —“

Sie stiegen die Treppe hinauf in Marees blaues Zimmer, wo noch die Lampe brannte und der Teetisch von Franziskas Besuch her stand.

„Setz' dich doch, Hanno“, sagte Maree und schaltete den Teelöffel ein. Sie stellte die Tassen zurecht, und dann kam der lautlose Peterken und brachte das Tablett.

„Willst du nicht essen, Hanno?“ fragte Maree wieder und sah zu dem Jungen herüber, der unschlüssig dasah. Zögernd begann er sich vorzulegen.

Maree sitzt ihm gegenüber und beginnt ein paar Butterbrote zu streichen. Hanno ist stumm, er isst, bis nichts mehr da ist, wie ein Ausgehungerter. Maree nippt an ihrer Teetasse, um ihm nicht so untätig zu sehen zu müssen.

„Mein Gott, was sieht er schlecht aus“, denkt sie dabei, „und gegessen scheint er heute auch noch nichts zu haben.“

Sie knüllt ihre Serviette zusammen:

„Deine Mutter war heute nachmittag da“, beginnt sie zögernd.

„Ich sah's.“

„Du bist sehr viel weg von zu Haus?“

„So ab und zu.“

„Du, Hanno“, Maree beugt sich vor, „was ist denn das eigentlich für ein Bund — dem du da angehörst?“

„Es ist — — Ihr würdet das doch nicht verstehen.“ Das klingt nicht verächtlich, sondern nur sehr abweisend.

„Das mag ja sein. Aber ich würde gern was über eure Ziele wissen“, sagt Maree hartnäckig und ein wenig gereizt. „Ihr müßt doch Ziele haben, über die ihr offen reden könnt — oder nicht?“

„O ja“, Hanno sieht auf, sein Ausdruck ist herb, als sei er schon viele Jahre älter und reifer. „Das erste ist, daß wir alle untereinander gleich sind, e i n e m untergeordnet, und völlig aufrichtig gegeneinander — und gegen den Führer! Verstehst du das — daß man sich auslöscht um der Sache willen, daß man kein eigenes Geheimnis mehr hat, um keine anderen Bindungen mehr zu kennen — —“

„Das wäre ja — da dürfte ja keiner mehr — jemanden lieben — denn darüber . . .“, sie bricht ab.

„Das tun wir auch nicht“, antwortete er kurz. „Aber wir dürfen keinerlei Geheimnisse haben, überhaupt keine, auch wenn wir etwas Unrechtes getan haben — verstehst du?“

„Ja“, Marees Stimme ist plötzlich tonlos, „ich glaube, ich verstehe . . .“

Es ist still zwischen ihnen. Irgendwo schlägt eine Uhr.

„Es ist sieben.“

Maree fährt zusammen über den Ton:

„Ja — weshalb?“ fragt sie — und verstummt jäh.

„Um sieben ist Zusammenkunft“, sagt Hanno.

„Und da gehst du jetzt —?“

„Nein, ich gehe nicht!“

„Warum?“ fragt Maree, sie sieht nicht auf.

„Weil — — ich habe ihnen nie die ganze Wahrheit gesagt — —“

Maree steht auf, sie ist sehr blaß geworden.

„Das ist furchtbar, Hanno“, sagt sie leise.

Und spürt in einem heftigen Entsetzen: „Mein Gott, in was für einen Zwiespalt habe ich dieses Kind gebracht. Und ich dachte nur immer an eins! Ich habe alles um mich vergessen — über Frank . . . Und hier — hier —“ Maree läßt die Hände sinken.

„Hanno“, sagt sie beinahe schüchtern, „bitte, sag mir, was du tun willst. Ich möchte alles wissen. Es quält mich furchtbar.“

„Du sagst, es quält dich?“ Hannos Stimme klingt bitter. „Du hast ja überhaupt keine Ahnung, was quälen ist!“

Maree antwortet nicht. Sie sieht in die fast starren Augen des Jungen. Alles, was vor einem halben Jahr noch kindlich war, scheint mit einem Male verändert. Da steht ein Mensch, hinter dem schon Bissen liegt — und Einsamkeit.

Sie findet kein Wort vor diesem Blick.

„Was soll man dir sagen, Maree“, Hannos Stimme klingt wie aus weiter Ferne. „Es gleitet doch alles von dir ab! Du siehst so über den Dingen — —“

Maree schüttelt langsam den Kopf. Dann fragt sie mühsam:

„Was willst du nun tun, in eurem Bund?“

„Ich sagte dir ja schon. Ich gehe nicht hin!“

„Wie denn, Hanno? Heute gehst du nicht hin, und — —“

„Damit ist gesagt, daß ich wegbleibe —“, es klingt störrisch.

„Ich versteh' nicht.“

„Das ist möglich“, er sagt es kurz und heftig.

Maree wendet sich ab, sie fühlt, wie ihre Nerven nachlassen, in diesem quälenden Gespräch. Aber sie hat nicht die Kraft, es zu beenden.

Der Junge hinter ihr macht eine Bewegung.

„Maree, ich will gehen!“

„Nein“, sie versucht, sich gegen die Schwäche zu wehren, die sie besällt, und spürt hilflos die aufsteigenden Tränen. Ihre Hand fällt von der Stuhllehne — es ist etwas unsäglich Trauriges in der Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Acker.

Skizze von Oskar Franz Schardt (Nürnberg).

Der breite, dunkle Acker wölbte uns schon zur Hälfte seine schollengestrahlte Brust entgegen. Gleichmäßig und friedlich liefen die Furchen nebeneinander her, kamen vom Kraine unten herauf, gingen über den lehmschweren Budel und machten bei uns halt.

Der blanke Pflug war aus der Furche gesterzt. Die Ochsen dampften, und wir hielten Mahlzelt. Schwer und fest hing die Erde an den Schuhen, und wir selbst waren, neben das frisch aufgebrochene Land hingelagert, eins mit ihr. Ich hörte es überall im Boden knistern. In jeder kleinen Scholle rumorte es, und ich meinte, es sei die Winterfeuchte, das wohlige Tauen im Boden, das sickernde Wasser, das ihn ganz und gar erfüllte.

Der alte Pflüger, dem ich die Ochsen mähte, lachte auf, als ich dies sagte, und ließ auf seiner ausgereckten, von vielen Arbeitsrinnen durchzogenen Handfläche einen Erdbrocken spielen. Es knisterte und regte sich, und doch kam kein Tropfen Feuchtigkeit aus der Scholle, obwohl es schien, als liefe etwas beständig durch ein Sieb.

„Nicht das Wasser ist es“, sagte der Alte, „sondern das Leben selber. Die Scholle ist von winzigem Getier erfüllt. Das treibt sich in silbernen Röhren, in Rädern, vielsüßigen Ungeheuern und allerlei flinkem Gewese um. Nichts kann wachsen, wenn dieses unendliche Heer nicht den Stützstoff den Pflanzen zubringt. Der Frühling ruht auf der Arbeit der Unsichtbaren und die Sonne muß warten, bis sie fertig sind. Ein alter Professor gab mir einmal für eine Weile seine scharfe Lupe. Da sah ich in den Acker hinein, wie er sein Wesen trieb. Seither weiß ich, daß ich zu denen da drunten gehöre, wenn ich den wintervergrämten Boden aufbreche. Das Pflügen ist eine große Kunst, und selbst der Herrgott muß hinter dem Pfluge gehen. — Es gibt nur zwei Dinge, die man wissen muß, wie man auch ausstreiten mag, kurz oder lang. Unsere Arbeit wendet alles, hinter unserem Pfluge fällt alles wieder zusammen und wird Saat, auf die andere warten. Zu guter Letzt bleibt alles hinter dem Pfluge zurück.“

Es war ein eigenes, herbes Wort, das er in die Gedanken eines Jungen warf: Alles bleibt hinter dem Pfluge zurück.

Ich entsinne mich, wie wir die Arbeit wieder anpacten und ich ihn fragte, warum er sich so schwer auf den Pflug lege, die blanke Schar so tief in den Boden einpresse. Er sagte: „Je tiefer man einen guten Boden aufwühlt, desto mehr Frucht gibt er. Es ist wie beim Menschen. Wenn schon unter der Haut das Harte kommt wie beim Acker der Stein, ist er zu nichts nütze.“

Die Ochsen, die an den Strängen den Pflug durch den Acker zerrten, schienen mir langsam. Ich dachte, es müsse einmal kommen, daß man eine geschwinde Kraft einfange und den Acker in einigen Stunden aufsträhle, wofür man jetzt Tage brauche.

„Dies kann schon sein“, sagte der alte Pflüger. „Aber ist damit etwas anderes getan? Kommt die Saat deshalb früher? Sehen die Schollen anders aus? Ist die Mühe eine geringere, weil du das Element des Motors zum Zug einspannst? Ist das Ergebnis deiner Weisheit ein anderes als Saat und Ernte nach dem Gesetz der Sonne und des unsichtbaren Lebens, als Saat und Ernte seit Urvätertagen? Es bleibt alles hinter dem Pflug, ob du rasch oder langsam treibst, wie du es auch wenden magst.“

Mir wurde der Acker, der mit blanken, hochgetürmten Schollenreihen unter gleißender Frühlingssonne lag, unheimlich. Ich hörte die Millionen schaffender Lebewesen in den Schollen gehen. Ich ahnte, daß sie das große Geheimnis der Verwandlung raslos umtrieben. Die Ehrfurcht, mit der mein Oheim zwischen den Geheimnissen seines Ackers schritt, machte mich besangen, und ich hatte Mühe, das Gespann gleichmäßig in der Furche zu halten. In meinen Gedanken schoß mit einem Male alles durcheinander, die Unterirdischen, die Himmels- und die Saatkorn, das daraus sprossend wieder hervorwolkte, weil Millionen unsichtbarer Lebewesen ihm Nahrung und Kraft zutragen.

Aufgetan zur Frucht lag der Acker, gestrahlt bis an den fargen Rainstreifen, auf dem ein Schlehdorn mit niederem Geäst blühte.

Der alte Pflüger sprach kein Wort. Der Pflug wurde geholt und ächzte auf der Holzschleife davon. Er nahm die Saattasche vor den Leib und schritt nun zwischen den auf-

gerissenen Furchen mit leichten, langsamen Bewegungen der lächelnden Hand, aus der Segen in die Scholle fiel. Ich sah ihm zu und wagte nicht zu sprechen, denn er ging hurtig und behend wie einer, der gerecht sein muß, durch den Acker hin und wieder.

Als er mit dem Säen zu Ende war, setzte er sich neben mich an den Markstein und schwieg lange Zeit. Dann hub er bedächtig zu sprechen an: „Keiner denkt es aus“, jagte er, „daß der Acker immer gibt und daß ihm, was die Kraft, die aus ihm alles ans Licht treibt, was im Finstern bangt. In die tausend Jahr ist der Acker vom Ahn her im Gang. Es ist immer dasselbe. Es bleibt alles hinter dem Pfluge zurück.“

Der Knecht brachte die Egge. Sie schwang in ihren eisernen Gelenken hinter dem Gespann behende ausgleichend über die Schollen und deckte die Saat. Als die Egge bei der letzten Furche aus dem dunklen Erdreich ging, war alles eingebnet und die Walzen fuhren darüber und machten den Acker glatt.

Ein aufspießender Streifen leuchten Lichtes voll Gut und Ewigkeit lag hinter den Hügeln der Ferne, auf die der gesegnete Acker hinüber sah. Aus dem Tal heraus kamen die Gloden, die dunklen und die hellen, die Bittgänger nach einem harten Arbeitstag. „Nag uns gehen!“ jagte der Onkel. „Es ist genug für heute, und wie wir es auch wenden, es bleibt alles hinter dem Pfluge.“ Das weiße Haar klebte ihm an den erhitzten Schläfen. Aber sein Gesicht sah mild und ausgeglichen in den Abend.

Jahre sind darüber vergangen, und die Furchen einer harten Arbeit sind auf dem Lebensader gezogen. Ich bäumte mich dagegen auf, daß alles hinter dem Pfluge zurückbleibe, und sah es mit Hunderttausenden meinesgleichen mutig an. Wir werkten durch Tag und Nacht. Wir fürmten ein Stück Weltgeschichte. Wir bauten an dem Glück der Familie, an der Bewahrung des reinen Herzens in der rauhen Zeit. Vor uns brach Neuland auf, und hinter uns fielen die Werte.

Die Jahre sind dahin wie Schollen, die ein zeitloser Pflug aufreißt und eine neben die andere legt, ob wir langsam oder schnell gingen, ob wir nach der Tiefe oder zur Höhe strebten, wir müssen hinein in das ewige Geheimnis der Scholle, das Leben der anderen zu bereiten.

Der Acker, auf dem ich dies erlebte, ist noch genau so wie einst. Keine Furche ist tiefer oder breiter als damals, wenn der Pflug geht. Immer noch wölbt er seine schollengestrahlte Brust dem Lichte entgegen. Der Schlehdorn ist groß, alt und knorrig geworden und ganz von zartem Blütenschnee bedeckt. Ein leises Lüftchen weht mir durchs Haar, als mahnte mich der alte Pflüger. Er geht nun schon mit den Millionen Unsichtbaren unter den Schollen und werft weiter, wartet auf mich, denn alles bleibt hinter dem Pfluge zurück.

Strauchritter der Eüste.

Jagdskizze von Valentin Determeyer-Hamel.

Die Buchenwälder haben sich mit hellem Grün geschmückt, die Wiesen färben sich bunt. Schillernde Libellen und leuchtende Schwebefliegen gleiten schaufelnden Fluges über die Fischteiche, wo muntere Forellen nach tangenden Müden springen. Selbst der träge Karpfen ist rege geworden und läßt seinen breiten Rücken von den wärmenden Strahlen der Sonne bescheinen. Was, der Star, sitzt vor seiner Villa im Kirschbaum und singt flügel-schlagend der brütenden Starin die schönsten Weisen vor. Von der Spitze der hohen Fichte erkönt die melodische Flötenstrophe der Drossel, lustig schmettert der Fink, und aus dem Erlendbruch klingt der süße Schlag der Nachtigall.

Doch ja — „Kinder lauft schnell! Die Küden . . .“ ruft plötzlich die Mutter. Aber schon ist es zu spät: Mitten unter den munteren Schwarm, den die alte, besorgte Henne auf der Wiese in die Geheimnisse des Würmerjuchens, des Fiegen- und Müdenhalschens einweicht, flüzt ein großer Raubvogel; und mit einem Küchlein in den Dolchjängen streicht Schwarzschwinge, die Gabelweihe, auch roter Milan genannt, davon.

Anfang April war sie, nachdem sie den Winter über in den südlichen Steppen den Fiesel und die Springmaus jagt, in die Heimat zurückgekehrt, während Keißschwanz, das Männchen, schon einige Tage früher angekommen war. Hoch über den Bergwäldern tanzt das Pärchen seinen Hochzeitsreigen, bald über, bald nebeneinander schwebend, bald sich im jähen Sturzflug unter gellendem Gefieder in die Tiefe

